

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAG SEINER
HAUS NEUENWELT



Für Jakob und Rebecca

Alexandra Borchardt

Mensch 4.0

Frei bleiben in einer
digitalen Welt

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUS NEUENWELT



INHALT

EINLEITUNG: ALARM AUS DER TASCHE	5
1 WIR SIND IMMER »ONLINE« – DIGITALISIERUNG VERSTEHEN	13
2 DIE TECHNOLOGIE VERSTEHEN – WER BESTIMMT HIER EIGENTLICH?	39
3 WAS IST LOS IN UNSEREM KOPF? – DICHTUNG UND WAHRHEIT	74
4 PRIVATSPHÄRE – WAS GEHÖRT UNS NOCH?	102
5 WIRTSCHAFTEN – DIE NEUE KLASSENGESELLSCHAFT	129
6 DEMOKRATIE – DAS RINGEN DER KULTUREN	160
7 BEZIEHUNGEN – ZIEMLICH VIELE FREUNDE	192
8 KLEINE PHILOSOPHIE DER FREIHEIT IN DER DIGITALEN WELT – DAS GUTE LEBEN	220
4 ANMERKUNGEN	249

EINLEITUNG: ALARM AUS DER TASCHE

Was von jenem Abend bleiben wird, vielleicht für immer, sind diese Augen. Vor Schrecken geweitet, einen anflehend aus dem Gesicht eines vielleicht sieben, acht Jahre alten Jungen, der sich an der Hand seiner Mutter in den Hinterhof des kleinen Hotels geflüchtet hat: »Da draußen wird geschossen«, sagt er und meint damit die Münchner Innenstadt. Gerade waren die Straßen rund um den Marienplatz noch Ort fröhlicher Freitagabendstimmung. Der warme Julitag verheißt ein sommerliches Wochenende, die letzten Eifrigen verlassen ihre Büros, die anderen sind schon angekommen zwischen all den Touristen in den Straßencafés, den Wirtshäusern, auf Last-Minute-Streifzügen durch die großen Kaufhäuser. Und plötzlich: überall Panik. Sollte die gefühlt sicherste Millionenstadt der Welt Schauplatz eines nach Pariser Vorbild orchestrierten Terrorangriffs geworden sein?

Es wird noch fast sechs Stunden dauern, bis klar ist: Es war kein Großanschlag in der City, sondern – dramatisch genug – ein einzelner Amokschütze, gut zehn Kilometer entfernt vom Ort des Geschehens, der Flaneure zum Rennen, Kneipengäste zum Sprung aus dem Fenster veranlasst, Berufspendler, Einheimische und Ortsfremde in Panik versetzt hatte. Und noch viel später wird man sich die Augen reiben ob der Bilanz: Anstelle eines einzigen hatte die Polizei 67 vermeintliche Anschlagsorte gemeldet bekommen.¹ Wie konnte das geschehen?

Angst, die sich schneller verbreitet als das gefährlichste Grippevirus, gewachsen auf falschen Informationen – selten zuvor konnte man diesen Prozess so hautnah erleben wie in der Amoknacht von München am 22. Juli 2016. Viele Menschen hatten die Terror-

bilder von Nizza noch im Kopf, wo wenige Tage zuvor ein Attentäter seine Opfer mit einem Lastwagen auf der Strandpromenade niedergemäht hatte. Und sie hielten die Möglichkeit buchstäblich in der Hand, ihre schlimmsten Befürchtungen anderen mitzuteilen. Die Suggestionskraft von Twitter und Facebook, ausgespielt auf Hunderttausenden Computern im Hosentaschenformat, hatte auch jene ergriffen, die normalerweise eher einen kühlen Kopf bewahren, routinierte Polizisten, erfahrene Journalisten.

Das Smartphone, sonst Retter aus jeder vermeintlichen Not, war plötzlich gar nicht mehr so smart. Und hätte das Social-Media-Team der Münchner Polizei nicht so beherzt mitgespielt in der Kakophonie der Stimmen und es geschafft, letztlich eine Art beruhigende Melodie in das Ganze zu bringen, die Situation wäre womöglich weiter eskaliert. Selten zuvor wurde offensichtlicher als an diesem Abend, dass die in der digitalen Welt so gewichtige Weisheit der Vielen auch das potenzierte Unvermögen der Vielen sein kann, die Lage um sie herum richtig einzuschätzen.

Neue Technologien verändern den Menschen, das haben sie schon immer getan. »Das Medium ist die Botschaft«, schrieb Marshall McLuhan 1964 in einem heute noch beachteten Werk.² So wie über die Jahrhunderte hinweg der Buchdruck, das Radio und schließlich das Fernsehen die Sinne anders forderten und damit die Welt umformten, so prägen auch die digitalen Technologien das Leben neu – allein tun sie das drastischer und schneller als viele Erfindungen zuvor. Denn während Innovationen früherer Jahrhunderte stets zunächst lange nur einem kleinen Kreis von Nutzern vorbehalten waren, den Wohlhabenden, dem Militär, den gebildeten Eliten, hat das Smartphone binnen eines Jahrzehnts quer durch

alle Gesellschaftsschichten selbst entlegene Winkel der Erde erobert.

Wo das stationäre Telefon nie eine Chance hatte, massentauglich zu werden, ersetzt das Smartphone nun Bankfilialen, Kaufhäuser, hält den Kontakt zum Rest der Welt. Weniger begüterte Eltern gönnen ihren Kindern zuweilen eher den Kleincomputer als eine warme Winterjacke. Flüchtlinge mögen ihre Schuhe durchgelaufen, ihre Habseligkeiten auf dem Weg über das Meer verloren haben, am Smartphone hängen sie, denn es ist ihre Nabelschnur.

Seitdem Apple die Welt im Januar 2007 mit dem ersten iPhone überraschte, ist nicht alles anders geworden, aber vieles. Denn es war eben nicht nur ein um eine Tastatur und einen hochklassigen Fotoapparat erweitertes Mobiltelefon wie andere Taschen-Kommunikationsgeräte zuvor. Binnen zehn Jahren hat sich das Smartphone zu einer Art erweitertem Gehirn entwickelt. Es verbindet den Menschen jederzeit mit der Welt, ja er wird ein Teil von ihr. Für so gut wie alles, was er braucht, sich wünscht, erledigt haben will, gibt es nun eine App, und auch diese Applikationen könnten schon wieder überflüssig werden, wenn uns erst einmal elektronische, sprachgesteuerte Assistenten jeden Wunsch zu erfüllen versuchen.

Rund um die Uhr und von überall aus kann man nun über das Telefon einkaufen, sich die Zeit vertreiben, ein Auto oder ein Zimmer mieten, mit Freunden und Feinden kommunizieren, sich informieren, eine Sprache lernen, einen Partner finden. Bald wird es normal sein, über die App seinen Gesundheitszustand zu kontrollieren, von Ferne elektronische Geräte in seiner Wohnung zu steuern oder sich – mit Hilfe von virtueller Realität – in Fernen zu begeben, von denen man bislang nur geträumt hatte.

All das klingt nach Freiheit, es schmeckt nach einer herrlichen Welt voller Autonomie. Wir sind die Chefinnen und Chefs unseres kleinen Universums, wir können uns mit allem und allen verbinden und von unserer kleinen Kontrollzentrale aus die Läufe der Welt ein winziges bisschen beeinflussen. Noch nie standen den Menschen in so großer Zahl so viele Möglichkeiten offen, Wissen über die Welt zu sammeln und damit das Abenteuer Leben in den Griff zu bekommen, das lange in weiten Teilen als unberechenbar galt. In den verschiedensten Religionen billigte man allein den Göttern die Fähigkeit zu, Schicksale zu bestimmen. Möchte man das Bild strapazieren, könnte man sagen, Steve Jobs hat ordentlich dazu beigetragen, Gott arbeitslos zu machen.

Doch die große Frage ist: Gehen wir nun in eine Zukunft voller kleiner Götter? Wird Macht auf Milliarden Individuen verteilt, so wie es die Internet-Idealisten der ersten Stunde als Vision eines perfekt demokratischen Lebens skizziert hatten? Oder sind in Wahrheit gar nicht wir die Steuernden, sondern sitzen in der Schaltzentrale andere, und wenn ja, wer? Und werden das am Ende noch Menschen sein oder von Algorithmen gelenkte virtuelle Instanzen der Macht? Denn je stärker wir das Smartphone oder seine Nachfolger füttern mit allem, was uns ausmacht: unseren Wünschen, Vorlieben, Bewegungen, Handlungen, desto stärker wird es uns steuern.

»Es« ist natürlich nicht die Maschine als solche, sondern es sind die Datenpakete und Algorithmen, die uns Vorschläge machen, uns sanft motivieren, dieses zu tun und anderes lieber zu lassen – nudging heißt das in der Fachsprache. Das Smartphone wird deshalb nicht zur elektronischen Fußfessel werden. Es gleicht eher der Mutter oder dem Vater, die immer alles besser wissen, nur das Beste wollen, immer einen Tipp parat haben

und das Kind auf diese Weise in Abhängigkeit halten. Es könnte ein Elternhaus werden, aus dem man nie ausziehen kann.

Philosophen und Neurowissenschaftler führen eine spannende Debatte darüber, ob der Mensch einen freien Willen hat oder eher von Impulsen seines Gehirns getrieben wird, dem Produkt seiner Erfahrungen und Erlebnisse; die Gehirnforschung hat gerade erst damit begonnen, das zu erkunden. In der digitalen Welt stellt sich diese Frage noch einmal ganz neu, wer eigentlich der Herr im geistigen Haus ist. Denn weil das Smartphone praktisch als erweitertes Gehirn funktioniert, das uns füttert, unseren Standort funkt, unsere Vorlieben speichert, uns überwacht, lockt, treibt, stimuliert und enttäuscht, bekommt das handelnde Ich eine neue Konkurrenz: Künftig werden Taten lauter sprechen als Worte. Wir müssen nicht reden und damit unseren Willen kundtun, wir müssen nur etwas tun, um durchschaut zu werden.

Vernetzt durch winzige Rechner, die in jedem Haus, jedem Auto, in jeder Tasche, jedem T-Shirt und womöglich sogar in unter der Haut eingepflanzten Chips stecken, werden wir kommunizieren, auch wenn wir schweigen. Sensoren und Ortungssysteme werden erfassen, wann wir schlafen und wachen, wohin wir gehen, was wir begehren und was uns langweilt. Wir werden Wissen schaffen, ohne es zu wollen. Und gleichzeitig wird uns das Unwissen überschwemmen. Schon sät die Ausbreitung von »Fake News« in allen Schattierungen Misstrauen. Was ist wahr, was ist falsch, wem kann man noch vertrauen? Dennoch gilt: Noch nie zuvor war der Mensch so vernetzt, so sehr Teil eines Rädchens in der Weltmaschine, und noch nie hat er sich dabei so autonom gefühlt. Während er noch denkt, er sei in seinem Cockpit der Kapitän, hat schon längst der Autopilot übernommen.

Sich dem zu entziehen, wird immer schwieriger, denn wir sind längst gefangen: Auf jedes Blinken und Summen, das eine neue Nachricht anzeigt, reagieren wir, ebenso auf unsere Impulse, man könnte doch jetzt noch mal schnell das Postfach checken, die sportliche Leistungskurve abrufen, nach dem Wetter schauen. Der moderne Mensch greift mindestens 150 mal am Tag nach seinem Smartphone, haben verschiedene Studien ergeben, Amerikaner verbringen täglich mehr als vier Stunden netto mit ihrem Gerät. Wir sind der Neugier erlegen und unseren Impulsen, denn Smartphones machen süchtig.

Würde jemand nach Jahren aus dem Koma erwachen, er verstünde die Welt nicht mehr: Menschen halten den Kopf geneigt, den Blick gesenkt und ihr Mobiltelefon in der Hand. Auf diese Weise entrückt prägen sie selbst dort das Bild, wo früher munteres Plaudern Standard war, auf Parties, am Restauranttisch, in der Kollegenrunde. Wir verlieren die Fähigkeit zum Zuhören, zum Gespräch, zur Konzentration, warnen Wissenschaftler wie die Psychologin Sherry Turkle von der amerikanischen Eliteuniversität MIT. Die weite Welt draußen und in den Tiefen der Datenräume scheint stets spannender zu sein als das, was um uns herum geschieht. Etwas zutiefst Menschliches könne dabei verloren gehen, sorgen sich Experten: die Empathie.

Wie immer gibt es auch Licht neben solcher Düsternis. Denn es verbinden sich große Hoffnungen mit dem sekundlich wachsenden Datenschatz, dem zunächst schmerzfreien Experiment am lebenden Objekt. Wieviel angenehmer, bequemer und an den Bedürfnissen des Einzelnen ausgerichtet wird sich die Welt gestalten lassen, wenn man sie endlich genauer kennen und jeden Bürger an das große Ganze angeschlossen haben

wird? Jeder werde Zugang zu Dienstleistungen haben, die heute vielen verwehrt sind: Kommunikation, Geldgeschäfte und der Handel werden keine Privilegien mehr sein. Hunger werde sich bekämpfen, bösartige Krankheiten heilen, ja das Leben sich verlängern lassen.

Der Antrieb dieser Revolution ist der Glaube daran, dass jedes Problem lösbar ist. Man muss es nur in winzigste Einzelteile zerlegen – in die Einsen und Nullen der Digitalsprache – und dann angereichert mit neuem Wissen wieder zusammensetzen. Das ist ganz ähnlich wie damals, als die Standardisierung und das Zerlegen von Aufgaben in überschaubare Prozesse die industrielle Revolution befeuert hat. Die Sehnsucht nach dem guten Leben, nach Unsterblichkeit, schwingt mit in der Begeisterung der Digital-Propheten, tatsächlich kann sie ansteckend sein.

Auf der anderen Seite stehen die Ängste: Werden wir noch unbeschwert leben, lästern, lieben können, wenn wir rund um die Uhr zwangsweise kommunizieren und damit unser Dasein offenlegen? Wer oder was steuert uns, und was können wir selbst noch steuern, wo Algorithmen doch so viel schneller berechnen, was uns zum Glück noch fehlen, was uns lieb und teuer sein sollte? Wie verarbeiten wir den Druck, der sich aus der Lücke ergibt, die auf ewig zwischen Perfektion und Wirklichkeit klafft? Wem gehören wir, wenn wir das Produkt unserer Daten sind? Können wir noch abschalten, in jedem Sinn des Wortes? Was zu der großen Frage führt: Werden wir noch frei sein und die Läufe dieser Welt mitgestalten können? Oder verwandeln wir uns in nützliche Idioten, die ein System füttern, das allein dem wirtschaftlichen Nutzen unterworfen ist? Und sollte das doch klappen mit der Freiheit, wie könnte sie aussehen in der digitalen Welt?

Wie er sein wird und sein könnte, der Mensch 4.0, damit beschäftigt sich dieses Buch. Es trägt Erkenntnisse aus der Psychologie und der Gehirnforschung zusammen, zieht Philosophen, Ingenieure, Soziologen und Politikwissenschaftler zu Rate. Es reflektiert über Macht und den freien Willen, entwirft ein Bild des künftigen Alltags.

Und es kommt zu der Erkenntnis: Es gibt sie nicht, die Blaupause des Menschen der Zukunft. So wie George Orwell in seinem Zukunftsroman »1984« erstaunlich viel vorausgesehen hatte und doch sehr deutlich danebenlag, wird auch Dave Eggers mit seinem Google-kritischen Werk »The Circle« nur eine Variante von Zukunft entworfen haben. Die Realität entwickelt sich mit Sicherheit anders. Denn tatsächlich haben wir es in der Hand. Die digitale Welt lässt sich gestalten, und zwar von uns. Um das aber zu können, müssen wir ihre Gesetze, die herrschenden Machtverhältnisse und ihr Potenzial zunächst einmal kennen. Die folgenden Kapitel bieten Aufklärung.

Was ein Segen sein soll, wird zuweilen zum Fluch. Die Atomkraft zum Beispiel sollte die Menschheit von Energieorgen und schlechter Luft befreien, heute steht sie für unkalkulierbare Gefahren und ein gigantisches Altlastenproblem. Das Auto hat die Stadtentwicklung revolutioniert, seinen Besitzern Bewegungsfreiheit geschenkt, heute ersticken Großstädte und ihre Bewohner in Staub- und Abgaswolken und ertauben unter Lärmteppichen. Stadtbilder und Landschaften verkümmern ob des Zwangs zum Parkplatz- und Straßenbau. Einmal entfesselt lassen sich viele Technologien, die Probleme lösen, nur noch schwer einfangen, auch wenn sie andere, womöglich folgenreichere Schwierigkeiten erst kreieren. Was eigentlich befreien sollte, hat neue Zwänge geschaffen. Es sind dann neue Erfindungen gefragt, die den alten ihren Charme nehmen, solche technischer, aber auch politischer Art. Menschen, die sorglos schädliche Produkte gebraucht haben, müssen umlernen.

Auch das Internet sollte ein Segen sein. Als großartige Befreiungstechnologie hatten es seine Erfinder betrachtet, die das Individuum an die Welt anschließt. Auf diese Weise sollte es erstmals jedem Menschen mit Netzanschluss möglich sein, die Welt auch zu beeinflussen. Was den Anschluss angeht, hat das überraschend gut funktioniert. Zwar gibt es immer noch einen beträchtlichen digitalen Graben: Von den ungefähr 7,5 Milliarden Erdbewohnern hat bislang erst ungefähr jeder zweite Zugang zum Internet.¹ Aber Dank des Smartphones, das den Computer auf Jackentaschenformat geschrumpft hat, haben Menschen in manchen armen Ländern mehr

Schwierigkeiten, an sauberes Trinkwasser zu kommen als an eine Internet-Verbindung.

Die revolutionäre Technologie löst allerdings derart gewaltige Nebenwirkungen aus, dass heute selbst ihre Erfinder entsetzt sind. Tim Berners-Lee, einer der Väter des World Wide Webs, äußerte sich im März 2017 – fast 30 Jahre nachdem er die erste Website freigeschaltet hatte – entsetzt über die Auswüchse der digitalen Welt. Menschen hätten die Kontrolle über ihre persönlichen Daten verloren, falsche Informationen verbreiteten sich rasant und Wähler würden durch Werbung an der Nase herum geführt, wettete er in einem Gastbeitrag.² Aus der Demokratisierungs-Maschine ist eine Maschine geworden, die Demokratie und Menschenrechte aushöhlen kann. Staaten und mächtige Konzerne missbrauchen persönliche Daten, Hassrede traumatisiert ihre Opfer. Eine neue Klassengesellschaft entsteht: Die Welt teilt sich in die Besitzer der Daten und die von ihnen Abhängigen, in die Ausspäher und die Ausgespähten. Wie konnte es dazu kommen?

Um das zu begreifen, muss man zunächst die Prinzipien der Digitalisierung verstehen, die sich über mehrere Stufen entwickelt hat. Zunächst bedeutete Digitalisierung nicht viel mehr, als dass Maschinen mit Hilfe digitaler Software gesteuert wurden. Dabei übernahmen die Rechenoperationen die Rolle des Menschen. Gab es einen Software-Fehler, funktionierte die Maschine nicht, sonst passierte nicht viel. Verbindet, »vernetzt« man softwaregesteuerte Maschinen allerdings über das Internet, bekommt das Ganze eine neue Qualität. Jetzt können die Geräte nicht nur von Ferne gesteuert werden wie ein Modellflugzeug, sondern sie beginnen zu kommunizieren und melden permanent Daten zurück.

Aktionen streichen, Leerlauf vermeiden. Die Steuerung wird besser und besser.

Als Beispiel kann man das beliebte vom Kühlschrank nehmen, der meldet, wenn keine Milch mehr da ist, eine Innovation, die vermutlich zu den eher überflüssigen gehört und trotzdem viele Menschen fasziniert. Den Milch-Mangel kann der Kühlschrank nun entweder als Nachricht an seinen Nutzer aufs Smartphone oder direkt an den Lebensmittel-Lieferdienst melden. Ist die Software ein lernender Algorithmus, erkennt sie irgendwann, dass die Milch womöglich immer dienstags alle ist oder dass am Freitag besonders viel gebraucht wird; entsprechend bereitet sich der Lieferant darauf vor.

Sind Maschinen und Geräte miteinander vernetzt, können also miteinander »kommunizieren«, spricht man in Deutschland von »Industrie 4.0«. Hängt die gesamte Wirtschaft erst einmal am digitalen Netz, lässt sich die Verknüpfung von Angebot und Nachfrage voll automatisieren. Keine Lagerquellen mehr über mit Waren, die niemand will; jeder Wunsch, jeder Befehl am einen Ende setzt eine Kettenreaktion in Gang, um an einem anderen Ende das Gewünschte zu produzieren. Allerdings macht eine solche Vernetzung Systeme auch leichter angreifbar. Denn theoretisch kann alles, was mit dem Internet verbunden ist, von außen gehackt und damit manipuliert oder lahmgelegt werden. Schon so manch ein Unternehmen musste erleben, dass gegen Cyberspionage kein Nachtportier und keine Zugangskontrolle helfen. Industrie 4.0 funktioniert nicht ohne Sicherheit 4.0.

Um diese neue Welt zu verstehen, muss man sich eines vergegenwärtigen: Digitale Geräte, die miteinander vernetzt und eingeschaltet sind, können nicht nicht

kommunizieren. Wer also ein Smartphone benutzt oder auch nur eingeschaltet mit sich herumträgt, sendet ständig Informationen: über seinen Standort, seine oder ihre Vorlieben, ihre Meinungen oder Gewohnheiten. Und natürlich empfängt sie gleichermaßen viel.

Sekündlich laufen auf diese Weise neue Nachrichten auf: Botschaften von Freunden, Meldungen über aktuelle Ereignisse, Wetterdaten, Angebote von Unternehmen, für deren Produkte man sich irgendwann einmal interessiert hat, Tipps für Aktivitäten rund um den Standort, an dem man sich gerade aufhält.

Um Fragen beantwortet zu bekommen, bedarf es nicht mehr des mühevollen Suchens nach einem Menschen oder einer anderen Quelle, die möglicherweise eine Antwort parat hat, man braucht nur noch Google. Oder man nutzt persönliche Assistenten wie »Alexa« von Amazon Echo, die ihre Nutzer kennen und verstehen wie Dienstboten, die ihren Arbeitgebern in jahrelanger Treue verbunden sind. Mehr als acht Millionen Amerikaner haben sich im ersten Quartal 2017 bereits auf Echo verlassen, das waren fast dreimal so viel wie im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Und das obwohl bekannt ist, dass man sich mit Echo und seinen Geschwistern die perfekte Abhörtechnologie freiwillig ins Wohnzimmer holt.

All diese Möglichkeiten haben binnen weniger Jahre menschliches Verhalten zutiefst verändert, und das betrifft nicht nur die Generationen, die in die neue Welt hineingeboren werden und ganz selbstverständlich mit dem Smartphone aufwachsen. Was also ist anders am Menschen 4.0?

Individualisierung: Es geht um mich

Digitalisierung treibt die Individualisierung voran. Es geht um mich, und zwar auf Schritt und Tritt. Unternehmen vermitteln ihren Kunden das, indem sie ihnen rund um die Uhr vermeintlich passgenaue Produkte anbieten. Von der Stange war einmal, persönlich konfiguriert muss es sein. Und die Technologie macht es möglich. Die automatische Analyse der Daten, die der Kunde auf Schritt und Tritt sendet, ermöglicht es, ein immer detaillierteres Persönlichkeitsprofil zu erstellen. Man will aber nicht den Bürger genau kennen, sondern den Konsumenten.

Vordergründig geht es dabei darum, das Individuum zufriedenzustellen, indem Software seine vermeintlichen Wünsche in den Mittelpunkt rückt. Ziel ist es aber natürlich, Bedürfnisse erst zu wecken. Der Hunger nach Mehr, nach einer noch schöneren Reise, einer lukrativeren Karriere, einem noch beeindruckenderen Haus wächst im Leben des Menschen, dem ständig suggeriert wird, alles sei nur ein paar Tastenklicks oder Wischbewegungen entfernt.

Ein ähnlicher Mechanismus wirkt in der Welt der so genannten sozialen Netzwerke. Jeder, der sich dort hineinbegibt, wird in der großen Ich-Maschine Internet Täter und Opfer zugleich. Schließlich geht es stets um das persönliche Profil, je detaillierter, desto besser. Und kaum jemand, der erst einmal eingestiegen ist, kann sich dem Sog entziehen, möglichst viele Follower und Likes auf der Plattform seiner Wahl einzusammeln. Gelingt das, dann ist man drin in der Spirale. Denn wenn einen viele mögen, muss man ja irgendwie bedeutend sein, ein gutes Gefühl. Bald aber stellt man fest, dass andere offenbar noch viel mehr gemocht werden. Also geht es ans Eskalieren: ein noch witzigerer Tweet, ein

noch schlauerer Verweis auf ein kluges Essay, ein noch cooleres Urlaubsbild müssen her.

Wer Mädchen im Teenageralter schon einmal dabei beobachtet hat, mit welcher Hingabe und Ausdauer sie über die App Musically Tanzszenen von sich selbst aufzeichnen und hochladen, um sie dann mit der Performance von Freundinnen abzugleichen, begreift den perfiden Mechanismus dieser Ich-Welt: Einerseits wird die eigene Bedeutung überhöht – auch du kannst ein Superstar sein, andererseits nagt der permanente Vergleich am Selbstwertgefühl. Ist jemand anderes womöglich cooler, beliebter, fantasievoller als man selbst?

Nicht jedem gelingt es dabei, Online-Persönlichkeit und Offline-Leben auseinanderzuhalten. Wer sich in der Netzwelt als Superstar fühlt, mag sich in der Familie, im Freundes- oder Kollegenkreis womöglich nicht mehr damit abfinden, ein ganz normales Mitglied einer Gemeinschaft zu sein. Die Frustrationstoleranz sinkt, denn die Erfahrung schmerzt: Geht es womöglich doch nicht nur um mich?

Nun ist Individualisierung im hiesigen Kulturkreis grundsätzlich etwas Positives. Eine freiheitliche Gesellschaft baut darauf, dass sie den Wert und die Würde des Einzelnen anerkennt: seine Bedürfnisse, Talente, Fähigkeiten, Meinungen und ganz eigenen Prägungen, mit denen er durchs Leben geht. Die Digitalisierung lässt sich ein auf diese Besonderheiten. Sie nimmt sie viel besser wahr und berücksichtigt sie, wie keine Technologie zuvor. Lernprogramme können darauf zugeschnitten werden, wie ein Mensch Dinge am besten versteht, ob er sie lieber sieht, hört, liest oder sich praktisch erarbeitet. Mit individualisierter Medizin hofft man, Patienten passgenauer behandeln zu können und auf diese Weise ihre Lebensqualität zu steigern.

Wird es dem Einzelnen erleichtert, sich zu Wort zu melden, entstehen deutlich mehr Innovationen als in einer Welt, in der Erfindungen von zentralen, hierarchischen Organisationen angestoßen und gesteuert werden. Die vom Silicon Valley geprägte, innovativ-eigen-sinnige Vordenkerin Nilofer Merchant spricht in ihrem jüngsten Buch von »Onlyness«, der Einzigartigkeit, als einem Grundprinzip der digitalen Welt.³ Und natürlich steigt die Produktivität, wenn Arbeitnehmer als Individuen mit Bedürfnissen wahrgenommen werden, man auf ihre Stärken und Schwächen, ihre Rhythmen und ihre Belastbarkeit Rücksicht nimmt. Möchte man nicht nur, dass Beschäftigte gesund und motiviert bleiben, sondern auch ihre Innovationskraft ausschöpfen, gilt es, den Job dem Menschen anzupassen statt den Menschen dem Job.

Was aber geschieht, wenn die Sache kippt? Wenn es nur noch um den Einzelnen geht und nicht mehr um die Gemeinschaft? Und entsteht da nicht unter den am Smartphone klebenden Händen eine Gesellschaft voller Narzissten? Ohne Zweifel, das Silicon Valley ist durchsetzt von libertären Ideologen wie dem Großinvestor Peter Thiel, deren Freiheitsideal ein extremer Individualismus ist. Doch sie verkennen: Die Freiheit des Einen kann zum Gefängnis der anderen werden.

Der Hyperindividualist neigt dazu, seine eigene Bedeutung weit zu überschätzen, bis hin zu dem Bedürfnis, sich unsterblich zu machen. Man mag die Versuche, das eigene Leben mit Hilfe von Technologie in ein ewiges umzuwandeln, belustigend finden. In seinem Buch »To Be a Machine« hat der Journalist Mark O'Connell einige Menschen besucht, die das alles – man muss das jetzt so schreiben – todernst meinen.⁴ Aber wer sich selbst

überschätzt, unterschätzt die anderen, zum Beispiel auch nachfolgende Generationen.

Nun muss Narzissmus nicht grundsätzlich schlecht sein. Natürlich ist die Welt voll von Menschen, deren Ich-Bezogenheit anderen das Leben zur Qual macht. Andererseits können Narzissten auch Großartiges leisten. Sie schaffen fantastische Kunstwerke, kreieren, komponieren, erfinden Bahnbrechendes. Mozart, Picasso oder Frank Lloyd Wright waren auch deshalb so genial, weil sie rücksichtslos ihre eigenen Ziele verfolgt und die Bedürfnisse anderer ignoriert haben. Ohne Narzissten wäre die Welt ärmer.

Andererseits werden die Leistungen von Narzissten überschätzt. Menschen mit dieser Persönlichkeitsstruktur verstehen es zwar, den Scheinwerfer stets auf sich zu lenken. Langzeitstudien belegen aber zum Beispiel, dass Unternehmen auf Dauer besser dastehen, wenn sie von eher bescheiden auftretenden Persönlichkeiten geführt werden, die das Wohl der Firma über ihr eigenes stellen. Man kann das immer wieder bei Mannschaftssportarten beobachten: Die Summe an Stars macht noch keinen Sieg. Große Errungenschaften sind in den allermeisten Fällen Teamarbeiten.

Narzisstes brauchen Grenzen, weil sie dazu neigen, ihre eigene Freiheit auf Kosten anderer auszuleben. Bekommen sie aber Werkzeuge wie soziale Medien in die Hand, die gefühlte Grandiosität ständig spiegeln, verschlimmern sich Größenwahn und Allmachtsfantasien. Nie zuvor wurde das so deutlich wie unter der Regierung von US-Präsident Donald Trump, der zunächst annahm, er könne Institutionen ignorieren und über Twitter durchregieren.

Der Zweifel an der Glorifizierung des Individuums macht sich aber nicht nur an Macht und Machtmiss-

brauch oder an Leistungsstudien fest. Eine große Frage beschäftigt Philosophen und Psychoanalytiker schon seit Jahrhunderten: Wie viel Freiheit verträgt der Mensch? Menschen wollen sich wertgeschätzt, aber auch geborgen fühlen. Sie brauchen Luft, um sich zu verwirklichen, aber auch Halt in der Gemeinschaft. Freiheit positiv zu erleben heißt auch, Sinn darin zu finden. Im Überfluss der Möglichkeiten lässt es sich leicht ertrinken. Ist jeder allein seines Glückes Schmied, dann ist dort kein Glück mehr, wo nicht ständig geschmiedet wird. Was für ein Druck!

Carlo Strenger hat in seinem Buch »Abenteuer Freiheit« entlang der Ideengeschichte gut dargelegt, in welche Spirale der Mensch gerät, wenn er immer neuen Bedürfnissen hinterherjagt.⁵ Radikale Bewegungen und Religionsgemeinschaften rekrutieren ihre Anhänger häufig aus dem Kreise jener, die Freiheit nur noch als Leere empfinden. Es geht um innere Freiheit, und die muss jeder für sich selbst erringen.

Individualisierung kann deshalb nur glücken, wenn sie Grenzen setzt. Menschen sind sehr unterschiedlich darin, wie viel Freiheit sie brauchen, schätzen und ertragen können. Was der einen Flügel verleiht, verschafft dem anderen nichts als Panik. Was den einen zu Experimenten anspornt, versetzt die andere in Lethargie. Wer Kinder erzieht, weiß, wie wichtig klare Strukturen sind. Erst, wenn man an Grenzen stößt, kann man darum kämpfen, sie zu überwinden.

Simplifizierung: Ich will es sofort

Wenn das Smartphone immer greifbar ist, immer auf Empfang und Sendung steht, heißt das auch: Alles scheint sofort möglich zu sein. Jedes Bedürfnis kann

theoretisch umgehend befriedigt werden. Man muss sich nicht mehr lange mit Fragen quälen, denn man kann googeln, wie der Text des neuen Adele-Songs wirklich lautet, wer das Internet erfunden hat oder ob es im August noch einen erschwinglichen Flug nach New York gibt. Natürlich kann man die Reise auch gleich buchen, und danach die Turnschuhe bestellen, die der Sohn gerade bei einem Freund gesehen hat und unbedingt haben will. Warten, Geduld, Ausharren, sich Dinge mühsam erarbeiten – all das erscheint dem Menschen 4.0 als Zumutung. Was nicht jetzt, gleich, hier und sofort passiert, rückt in die Ferne, das Interesse schwindet. Das Bedürfnis nach schneller Belohnung ist zügig antrainiert.

Dank des elektronischen Versandhandels muss sich niemand mehr mit Ladenschlusszeiten abfinden. Und war man in den Anfangsjahren von Amazon noch froh, wenn Bücher einem drei Tage nach Bestellung an die Haustür geliefert wurden, ist auch diese Geduldsprobe nicht mehr nötig, so man sich denn mit E-Books angefreundet hat. Macht einem eine gute Rezension Appetit auf mehr, lässt sich das Buch sofort auf den E-Reader laden. Sollte der Drei-D-Druck irgendwann massentauglich werden, muss man auch auf andere Dinge nicht mehr lange warten. Das, was einem noch fehlt zum Konsumentenglück, lässt sich dann jederzeit ausdrucken.

Jedes Unternehmen ist gut beraten, sich einzustellen auf den Kunden 4.0. Produkte und Dienstleistungen müssen zügig und unkompliziert verfügbar sein. Wer es nicht zum One-Klick-Shopping schafft, wird abgehängt. Denn Kunden werden die Geduld verlieren, wenn sie komplizierte Passwörter eingeben, Kreditkartennummern heraussuchen und Sicherheitsfragen beantworten, geschweige denn ausführliche Gebrauchsanweisungen lesen müssen.

Man kann sich gut vorstellen, dass der Zugang zur digitalen Welt bald zuverlässig über Fingerabdruck, Iris- oder Stimmerkennung oder eine Kombination von all dem und anderen individuellen Merkmalen erfolgen wird. Das iPhone X mit seiner umstrittenen Gesichtserkennung ist ein Schritt dorthin. Die von Dave Eggers in seinem Roman »The Circle« beschriebene Idee, nach der jedem Baby ein Chip eingepflanzt wird, damit es sein Leben lang getrackt werden kann wie ein Joghurt, wird dagegen hoffnungslos altmodisch erscheinen.⁶

Kaum jemand hat so gut verstanden wie Apple, dass Bequemlichkeit eine menschliche Grundeigenschaft ist. Schnelle Erfolgserlebnisse machen zufrieden. Und was nützen die vielen zusätzlichen Features eines Produkts, wenn sie so tief in dessen Innenleben versteckt sind, dass sie niemand findet?

Dass (manche) Menschen dennoch bereit sind, stundenlang vor einem Apple-Store auf den Launch eines neuen iPhone-Modells zu warten, hat eher mit einem fast religiösen Ritual zu tun denn mit der Wiederentdeckung der Geduld. Man huldigt inmitten einer Gruppe gleichgesinnter Jünger einem Kultprodukt, das Erlösung verspricht. Wer ein Produkt kreiert, das solche Verhaltensweisen hervorbringen kann, hat es wirklich geschafft in einem Zeitalter, in dem Konsum zur Religion geworden ist.

Was aber macht all die Atemlosigkeit mit den Konsumenten? Die Fähigkeit, Bedürfnisse aufzuschieben, sich die Belohnung für später aufzusparen, trägt wesentlich zu sozialer Intelligenz und Lebenserfolg bei, das ist erwiesen. Am bekanntesten in diesem Zusammenhang ist das Marshmallow-Experiment, das der amerikanische Persönlichkeitspsychologe Walter Mischel entwickelt hat.⁷ Vorschulkindern wurden in diesem Versuch Marshmal-

lows angeboten. Ihnen wurde gesagt, sie könnten sofort einen davon essen, würden sie jedoch auf die Rückkehr des Versuchsleiters warten, bekämen sie danach zwei. In Langzeit-Beobachtungen stellte Mischel fest, dass sich die Kinder, die eine längere Wartezeit in Kauf genommen hatten, später besser in der Schule und im Leben schlugen als jene, die sofort zugegriffen hatten. Selbstkontrolle, die Fähigkeit, abzuwarten und mit klarem Kopf zu kalkulieren, mache Menschen widerstandsfähiger gegen Stress und letztlich erfolgreicher, so der Schluss des Psychologen.

Womöglich tut uns die Digitalisierung also keinen Gefallen damit, uns zu Wesen zu erziehen, die ihren Impulsen jederzeit und sofort folgen, sich umgehend Belohnung verschaffen wollen. Denn tatsächlich entsteht dann, wenn ein Bedürfnis erfüllt worden ist, immer ein Raum für einen neuen Wunsch. So wie das Kind womöglich in dem Moment eine kurze Leere verspürt, in dem alle Geburtstagsgeschenke ausgepackt sind, selbst wenn das ersehnte dabei war, fragen wir uns sofort: Was kommt als Nächstes?

Natürlich liegt nichts näher, als diese Leere sofort mit irgendetwas zu füllen, das man per Smartphone erreichen kann. Nachrichten oder die Timeline checken, einen Schnipsel lesen, einem Freund antworten, nach den Wetterdaten googeln, auch wenn sich diese höchstwahrscheinlich seit dem letzten Blick darauf nur unwesentlich verändert haben.

Innere Freiheit entsteht allerdings nur dann, wenn man sich solcher Zwänge entledigt. Dazu braucht man weder ein Wellness-Hotel noch ein Kloster, auch wenn sich aus solchen Angeboten für Offline-Zeit schon wieder eine ganze Industrie entwickelt hat. Einfach mal ohne Smartphone spazierengehen (ja, dann hat man die Kamera nicht dabei), ein Gespräch führen mit dem Handy

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Alexandra Borchardt

Mensch 4.0

Frei bleiben in einer digitalen Welt

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-579-08692-7

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: April 2018

»Ob die digitale Welt uns freier macht, bestimmen wir.« (Alexandra Borchardt)

Die digitale Welt verändert nicht nur Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, sie schafft auch einen neuen Menschen. Ständig vernetzt scheint er der Mittelpunkt eines selbst gestalteten Universums zu sein. Tatsächlich aber werden wir manipulierbar, abgelenkt und getrieben. Wie verändern die neuen Technologien unsere Sicht auf die Welt? Können wir mehr mitbestimmen, oder werden wir zu nützlichen Idioten ökonomischer und politischer Interessen? Diesen Fragen geht Alexandra Borchardt in ihrem Buch nach und zeigt: Es ist nötig und auch möglich, die digitale Welt selbstbestimmt zu gestalten.



[Der Titel im Katalog](#)